

Zum lyrischen Schaffen von **Zsófia Balla** (Lesungen am 23. und am 24. Mai 2011)

Anstelle von eigener Bewertung lassen wir hier zwei Beiträge aus der Feder von Zsófia Balla und eine Darstellung ihres Übersetzers Csaba Báthori auf den Leser wirken. Für die Überlassung der Texte zum Abdruck an dieser Stelle danken wir beiden Autoren sehr herzlich.

ZSÓFIA BALLA

SO WIE ICH LEBE

Ich kehre wieder, wieder kehr ich heim –
nichts anderes will ich sein
(ich fürchte)
als was ich werden möchte.

So wie ich lebe, ist mein Vaterland.

(Ins Deutsche übertragen von Csaba Báthori)

•

ZSÓFIA BALLA

BUCH IM WASSER

Früher, in meiner Kindheit, glaubte ich, das Karpatenbecken sei wie ein Strand:
Es baden allerlei Völker in seinem Wasser.

Später kam ich darauf: Ein Teil der ost- und mittelosteuropäischen Völker ist
so in diesen Bottich hineingeworfen worden, als ob sie von einem Gerber zeusischer Größe
dort – im Beizmittel – vergessen worden wären.

Ich stamme aus keinem Donau-Volk, ich komme aus dem Szamos-Gebiet; und
doch.

Das Leben der Donauvölker wird dadurch bestimmt, daß unter ihren Gärten
das große, träge Wasser fließt: und dieses trägt hinauf und hinunter ihre Schiffe und Waren,
ihre Fische und ihre Bücher, ihre Kriege und ihr Zyanid.

Das Land, wo ich geboren wurde, Rumänien, liegt an der Donau. Ich besitze
heute noch einige schwarz-weiße Ansichtskarten, auf denen die einst von Türken bewohnte
Insel Ada-Kaleh, eine Moschee und ein Wohnhaus zu sehen sind. Diese Donauinsel wurde in
den sechziger Jahren – man brauchte Platz für ein rumänisch-jugoslawisches Wasserkraftwerk
– versenkt.

Offenbar war es der symbolische Anfang all dessen, was später in Rumänien
vor sich gegangen ist. Es kamen auch andere Dörfer unter Wasser – weiter nördlich der
Donau, im Halbkreis der Ost- und Südkarpaten –, als andere Staudämme gebaut wurden. Und
die Städte wurden, für einige Jahrzehnte, mit der national-kommunistischen Phraseologie, mit
Transparenten und Betongebauten überschüttet – überschwemmt vom Schlammwasser der
Not und des Unheils. Nun hat es den Anschein, als wäre die Flut im Sinken. Man wird jedoch
noch viel Zeit brauchen, bis der zurückgelassene Schlamm ausgetrocknet ist. Man wird noch

lange zu arbeiten haben, bis die Menschen die Brunnen klären können. Bis sie ihre Augen ausgewischt und ihre Mäuler ausgespült haben werden.

Das Land, wo ich jetzt lebe, Ungarn, ist auch ein Donauland. Hier lebte einst Maurus Jókai, der Klassiker des Monarchiezeitalters, dessen Roman *Der goldene Mensch* im Gebiet des Eisernen Tores und auf den Donauinseln, gerade auf Ada-Kaleh spielt. Woher kennt Jókai die Rumänen? – staunte ich damals in Klausenburg, als ich, kleine Schülerin, seine Romane las.

Ich stamme zunächst aus einem Volk aus dem Szamos-Gebiet: bin Klausenburgerin. Ich könnte in den Flüssen Szamos-Theiß-Donau bis ans Schwarze Meer hinuntersteigen. Doch heutzutage würde ich diesen Gang kaum mehr wählen, "es weint der Weg vor mir, es grollt der Pfad", wie es in einem ungarischen Volkslied heißt. Nur die Zyanidvergiftung kann sich den Weg dahin bahnen. Das Zyanid, das giftige Gas, tötete schon einmal in diesem gerade vergangenen Jahrhundert. Es tötete Menschen. Nun bringt das Goldfieber unseres Zeitalters gerade die Ströme um. Ich wünschte mir: Die Fische und Gräser, die Maulwürfe, Feldmäuse und Flußadler sollten auch schutzgeimpft werden.

Der Donau begegnete ich das erste Mal im Delta, also dort, wo der Fluß ins Schwarze Meer mündet. Ich war damals eine glückliche Studentin im ersten Semester, und er war ein mit Booten, Schiffen, Netzen, Vögeln, Inseln beladener, verantwortungsvoller Strom. Wir überquerten ihn trockenen Fußes, in Booten bettelarmer, bärtiger lipowanischer Fischer.

Damals aber gab es gar keine lipowanischen Fischer. In den staatlichen Zeitungen zumindest tauchten lediglich "ukrainisch (oder türkisch, ungarisch, sächsisch, serbisch) sprechende Rumänen" auf. Die Pontonbrücken müssen nun Völker und gesellschaftliche Schichten verbinden; also verschiedenartige, oft kämpferische geschichtliche Bewußtseinsformen. Es ist schwer, zwischen Anderssprechenden und Andersdenkenden Brücken zu schlagen.

Nicht allen, die in den Jahrzehnten vor 1989 geflohen waren, gelang es, die Donau trockenen Fußes zu überqueren. Es gab viele, die versucht hatten, aus der Hölle des "Goldenen Zeitalters" über das einst dem Westen zugerechnete Jugoslawien zu fliehen; diese durchschwammen den Fluß im Süden.

Die rumänischen Gulags und Zwangslager der fünfziger Jahre waren entlang des damals im Bau befindlichen Donaukanals angesiedelt worden. Die Lager und Häftlingsdörfer wurden in den siebziger Jahren abgerissen, ihre Trümmer geschleift und umgepflügt. Das Blut und die Tränen der Ausgesiedelten und Häftlinge, die Schläge und Knochen wurden vom Kanalwasser überschwemmt. All ihre Tropfen gelangten ins Breite Wasser. Sie strudeln noch immer dort in der Tiefe wie zerspritzte Splitter, weiß und rot schimmernd, sie heben sich und werden zu Asche in der Sanduhr des Meeres. Das Meer ist der Tod und das Denkmal der Ströme. Durch sie ebbt und flutet das Wasser, zuckend, unter dem Druck der Kontinente.

Ich trete aus meinem Flußbett. Überspüle das Ufer. Gestrandet, rein. Auch ich entspringe anderswo. Die Donau ist auch nur ein Fließchen-Faden, ernährt durch sich selber – bis die anderen Ströme in sie hineinsterven. Die Isar, der Inn, die Enns, die Raab, die Theiß, die March, die Save, die Drau, der Alt.

Blaues Blut. Die Adern der Haupt- und Nebenströme umspannen das Festland. Die Dichter schauen auf die Donau, sie träumen von starken, glücklichen Ländern. Die Ruder peitschen das Wasser, es schwimmen die Melonenschalen und Schlepper im Naß. Die Länder drängen sich im Gezänk. Dichtergeschwätz hält nicht auf der Dinge Lauf.

Seit 1993 lebe ich in Budapest, zwei Gassen entfernt von der Donau. An bedeutenderen Feiertagen gibt es dort Feuerwerk, dessen Lärm der Wind verweht. Es ist wie Gewehrknattern. Die Juden wurden im Zweiten Weltkrieg von Pfeilkreuzlern reihenweise in die Donau geschossen: In Novi Sad wurden die zusammengetriebenen Einwohner zunächst auf den Eisschollen der Donau gesammelt. Der Vater meiner Freundin, der Universitätsprofessorin Zsuzsa Széll, tauschte seinen Platz mit einer verängstigten, zitterigen, alten Bekannten. Der Mann starb, das Feuer wurde eingestellt, ehe es die Frau erreichte. Das alles erzählte sie selber der Familie.

Jene, die lebensgefährliche Zeiten erlitten, wissen, was für einer außerordentlichen Anstrengung es bedarf, nicht mit dem Strom zu treiben.

Der Strom ändert und erneuert sich mit jedem seiner Tropfen, und trotzdem ist er die unwiederholbare Dauer, das ständige Memento. Eine hingelegte, waagerechte Flamme. Kein Wasser greift ihn an.

Die Flamme der Donau ist nicht löscherbar.

Wir gehen nur spazieren an den Ufern des wunderbaren, schmutzigen, windigen Wassers. In Sommernächten rollen wir im Wagen die Kais entlang, bestaunen die Brücken und Lichter. Die Stadt strahlt finster, wir sehnen uns nach unerreichbaren Weiten. Nach vergangenen, unbekannt Menschen und Dingen, die nicht mehr sind und die noch kommen könnten.

Die Eisschollen inmitten des Stroms, die vom Gefieder der Schwalben und Möwen geglättet-glänzenden Wasserflächen: Sie leben auch ohne uns. Das Wasser wälzt sich dahin, *es ist*: die Donau zeigt die Menschenlosigkeit der Schöpfung. Unter den Häusern, Schiffen, Kathedralen und Brücken treten wir auf der Stelle; und plötzlich merken wir: Es treibt ein Buch im Wasser. Die Blätter naß, die Buchstaben unleserlich – und es versinkt doch nicht.

Es ist nicht lange her, daß ich in die Welt aufbrach. Frage nicht, warum man sein Haus, seinen Strom, sein Leben verläßt. Der Strom wird auch nicht gefragt, warum er keinen See bildet, wo er entspringt.

Ich drifte mit dem Menschenstrom, der zu Zeiten auf andere Landschaften, in andere Länder hinüberfließt. Meine jüdischen Vorfahren aus Galizien ließen sich im heutigen Ungarn und Rumänien nieder. Sie bewahrten jenen Glauben, der seit der Zeit ihrer Vertreibung und dem Einsetzen ihrer zwangsweisen Wanderschaft – seit zweitausend Jahren – die Achse ihres Selbstverständnisses bildet. Und sie bewahrten die Sprache, die Sprachen, die sie während des langen und langwierigen Zusammenlebens erlernt hatten. In den Niederlanden lernten sie den Kaftan und die mittelhochdeutsche (jiddische) Sprache kennen, von den Polen erbten sie die Musik und bestimmte Speisen. Die Muttersprache meines Großvaters war schon die ungarische. Auch der Schriftsteller schwebt nicht über den Sprachen und Gewässern. Wo er auch immer hingeht, nimmt er seine Bräuche, seine Sprache mit, ein Stück Sauerteig vom heimischen Brot.

Vor Zeiten drängten die Menschenströme mal nach Amerika, mal in die Verbannung. In den letzten Jahrzehnten plätscherten aus dem östlichen Teil von Europa kleinere oder größere Bäche in Richtung Westen. Diese Bewegungen – wie die breiteren Ströme – sind schwer einzudämmen.

Ich fließe, schwimme langsam von Klausenburg nach Budapest hinauf, nach Wien, gegen den Strom. Ich streife Passau, schwimme schwerfällig auf Regensburg zu. Blicke herum, will die Windrichtung erspähen. Kehre um. Treibe hinunter, im Donauknie schlürfe ich mit den Augen die Landschaft. Kurz vor der Budapester Kettenbrücke steige ich heraus.

Das Buch hebt sich vom Wasser in die Höhe, flattert mit seinen Blättern, und verschwindet in Richtung Gogolgasse.

(Aus dem Ungarischen von Daniel Muth)

•

CSABA BÁTHORI

WUNDEN DER EINWURZELUNGEN

Zu Zsófia Ballas Dichtung

Wie bekannt, kommt die wertvolle ungarische (mitunter literarische) Kunst oft im Ausland zustande. Von den drei heute hier vorzustellenden Schriftstellern haben zwei (Zsófia Balla und Ádám Bodor) fast die ersten fünf Jahrzehnte ihres Lebens außerhalb der heutigen ungarischen Grenzen verbracht, und der dritte (nämlich György Dalos) lebt nach den ersten fünfundzwanzig Jahren Ungarn-Training im Ausland, meistens in östlichen oder westlichen deutschen Ländern. Zsófia Balla und Ádám Bodor sind beide in Klausenburg geboren worden, sie kennen beide – das ist ihr Urerlebnis sozusagen – die gleichen Straßenwinkel, die gleichen Stadtfiguren, die gleichen Minderheitssituationen, die gleiche abgespaltene Muttersprache – und beide haben das Minderheitenland Rumänien verlassen, um im Mutterland Ungarn frei zu werden und sich universellen Themen zuzuwenden, die durch das frühere Minderheitenschicksal nur persönlicher gefärbt und menschlich tiefer begründeter zu sein scheinen.

Zsófia Balla ist 1949 geboren und hat bis zum Jahre 1993 in Klausenburg gelebt. Das bedeutet: sie wuchs in Klausenburg auf, besuchte dort die Grundschule, das Gymnasium und die Musikakademie in Fach Geige, um dann der Geigenkunst den Rücken zu kehren und in der Dichtkunst Bleibendes zu schaffen. Ihr erster Gedichtband, sie war noch Schülerin, erschien 1968 mit dem Titel *Das Gedächtnis der Dinge* und er wurde von einem berühmten Literaten eingeführt. Dem folgten im Lauf der Jahre weitere Bücher, wobei noch zu erwähnen wäre, daß sie von 1980 bis 1990 in der Ceauşescu-Ära mit Publikations- und Reiseverbot belegt wurde. Sie hat also die schwersten Jahre, das letzte Ceauşescu-Jahrzehnt in Rumänien ausgehalten, und das unterscheidet sie auch vom Großteil ihrer Zeitgenossen: Sie kam nicht früher weg, sie übersiedelte ins Mutterland erst vier Jahre nach der Erringung der Freiheit. Seitdem publizierte sie in Ungarn weitere Gedichtbände, reiste viel in der westlichen Welt, kämpfte nunmehr nicht mehr mit den Dämonen der Diktatur, sondern mit jenen der Freiheit, was oft ein viel schwierigeres und risikoreicheres Unterfangen sein dürfte als das erste.

Ihr letzter Gedichtband (*Die dritte Geschichte*) erschien 2003 in Budapest, und er wurde sehr aufmerksam und positiv von der Kritik aufgenommen, wurde höchst prämiert. Den bedrängten, kargen Jahren, der plakativen Widerstandspoesie folgten nun die Zeiten der Reife, der Vertiefung und Verknappung, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die wagemutige,

formenreich präsentierte Anfangs- und mittlere Schaffensperiode von einer erschütternden, bis in die biblischen Zeiten zurückreichende Existenzproblematik abgelöst wurde.

Zsófia Balla's Formen- und Stimmlagenreichtum reicht von der volksliedhaften kleinen Formen über Klänge der mittleren, elegischen Tonebene bis hin zu den großen existenziell aufwühlenden, persönliches Schicksal und universelle Sichtweisen verbindenden Poemen. Sie hatte 1975 – infolge der scharfen und unmenschlichen Abtreibungsgesetze, die von 1968 bis 1989 in Geltung waren – ein Kind verloren; dieses wichtige und ständige Motiv hatte sie z. B. im großen Gedicht *Aus dem Buche Daniel* aufgearbeitet, das vor einigen Jahren auch in einer deutschen Zeitschrift publiziert wurde. Das äußerst komplexe Lebensgefühl von Eingesperrtsein, Freiheitsdrang, Todesangst, Fremde, Heimatsanspruch und Überwindung wird im epischen, fast filmisch geformten Text *Pater Noster* dargestellt.

Zsófia Ballas Sonderstellung in der ungarischen Gegenwartslyrik würde ich folgendermaßen beschreiben: Sie schlägt einen klassisch-modernen Ton an, der im postmodernen Allerlei auf einen einzigartigen künstlerischen und ethischen Impetus hinweist; sie bewahrt in abgewandelten Formen aus der Tradition etwas, was heute nicht mehr sichtbar, aber doch unverzichtbar ist; und vor allem, sie vertritt eine arglose Glaubwürdigkeit, die bei vielen ihrer Zeitgenossen fehlt, also die Wirkung der Dichtung allgemein schmälert und die Bedeutung der verbindlichen Rede diskreditiert. Um diese dichterische Position zu stärken, hatte sie eine Institution ins Leben gerufen: Sie lädt monatlich bedeutende Dichter in einem kleinen Theater zu einem Gespräch auf der Bühne ein, wobei Gedichte gelesen und dichterische Positionen erläutert werden. An diesen Abenden, die auch vom Fernsehen ausgestrahlt werden, wird praktisch die große Dichtung irgendwie rehabilitiert.

Ihre ganze Dichtung wird dadurch ausgezeichnet, daß die Werke gewichtige Aussagen enthalten, diese in unvergeßlichen Metaphern festhalten können und uns zum Wieder- und Wiederlesen einladen. Sie scheut nicht, die kathartische Wirkung im klassischen Sinne anzustreben und zu verwirklichen. Mir scheint, daß ihre Stimme nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland gehört wird. Diese Dichtung verdankt nicht nur den uralten, biblischen Einflüssen ungeheuer viel, sondern den geistigen und philosophischen Orientierungsversuchen im westlichen Ausland. Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß eines der großartigsten Naturgedichte der ungarischen Poesie überhaupt hier in Edenkoben entstanden ist (*Frühling in Edenkoben*). Ich zitiere kurz aus dem Text in der Übersetzung von György Buda:

*Die Amseln und die Stare,
sie locken und sie tratschen,
sie alle singen, pfeifen,
hoch oben auf den Lärchen
im Busch und auf den Wegen,
und in den Weinbergen.*

...

*Sie eilen in tödlicher Langsamkeit fort.
Warum, wohin sie hetzen, wissen sie nicht,
nur daß sie leben: und die Welt für sie
schimmernde Schale, feiner Flaum und Flügel,
und Glanz auf Laub und Augen ist, ein Fluß,
voll wiegend wogend Wassergras, worauf
der Sommerregen duftend niederprasselt.*

Zsófia Balla hat sich von Anfang an sehr einfühlsam und mitleidvoll den Dingen zugewandt, und zwar den *kleinen* Dingen. Wenn Rilke, der große Auslandsmensch (dessen Dichtung eines der wichtigsten Vorbilder für Zsófia Balla bedeutet), sagt: „ich habe es von

vornherein nicht mit den Menschen, sondern mit den Dingen gehalten“, dann könnte man hier sagen: Diese Dichterin hatte sich nach den unscheinbaren, fast unsichtbaren Dingen gerichtet, sie waren für sie wichtiger und inhaltsreicher als die lebende menschliche Umwelt. Sie folgt dabei einem antropomorphen Ansatz, sie sucht und schafft eine abgeleitete, aber viel menschlichere Welt. Sie schreibt in den winzigen Gedichten (zusammenfassend betitelt: *Dinge*) folgendes:

*Es flammt der Mensch wie ein Bach bis er
erlegt wird von zähen Strudel-Ringen.
Der Mensch geht um
Und bergauf geht's den Dingen.*

(Oktave und Terz)

Im Gedicht *Pinsel* steht es:

*Er macht die Welt zu Flecken,
bis er zerbröckelt lange langsam ringend.
In seinem Traum wie eine scheue Kuh –
leckt er, leckt still und sanft die Leinwand.*

In einem anderen Vierzeiler erlebt der *Rettich* eine wunderliche Wandlung:

*Ich kratzte einen Rettich hervor aus der Erde.
Er zeigte sich auf seinem offenen Bett so
feige.
Ein winziges Bärtchen saß am Kinn und feixte.*

Dieser Zug des Mitleids, die Schätzung der verborgenen Kleinigkeiten, das Beachten und Detaillieren von untergeordneten Situationen, im allgemeinen wohl die Beschreibung der *gefährdeten Schöpfung* im Schicksal der fast unbeachteten Dinge ist für die Kunst der Dichterin sehr bezeichnend und durchzieht ihr ganzes Schaffen. Ich zitiere aus dem Essay *Gras*:

*„Scharfes Grasbüschel an der felsigen Küste. Seegras in Polstersesseln, in Matratzen.
Gras in der Dachrinne, in den Ritzen der Gehwege, in Nestern, am Grabenrand.
Herbstlicher Rasen der Allee voll glänzender Kastanien, bedeckt von
herabgeschwebten, sich kringelnden Blättern. Gestutzter Rasen eines Zierparks.
Wolkenverhangene Felder und Wiesen. Erdseide, grüner Samt. Aus dem Maul einer
Kuh hängt ein Grashalm heraus. Teekräuter. /.../*

*Gras, Säule meines Weltverständnisses. In den griechischen Hainen, zwischen
den Bäumen, kurze Halme, dicht. Große, grasbewachsene Plätze, dem Meer gleich, so
denke ich. Moosfarbene Bettdecke im nachmittäglichen honiggelben Licht.
Smaragdgras; grelles, blendendes Grün im Opalneonlicht, brennt aus die im Winter
sich feuchtende Netzhaut.“*

Ihre weitere Thematik ist eng umschreibbar und vielleicht ewig: Es ist eine der größten Aufgaben, es ist eine lebenslange Überwindung, das Holocaust-Erlebnis der Eltern und der Familie, die Wunden der Heimatlosigkeit und der Einwurzelungsversuche im Menschlichen und im geistesgeographischen Raum in Ost-Europa zu verarbeiten. Die Grundthemen also: Alleinsein in einem weiten Welt-Bezug, aufgehobene Glaubensentscheidungen, und dann das Verlassen derselben, Sinnsuche und Sinnfindung, ein bestimmtes Auf und Ab in den

unbeständigen Gefühlsfragmenten. Und dann wieder: Verlust- und Gewinnrechnung der Wandlungen, das ständige Abmessen der Summen einer Lebenspraxis, die immer und trotz allem bestrebt war, das Tagtägliche ins Positive zu wenden und eine gewisse verborgene Quelle der Heiterkeit zu entdecken und zu bewahren. Zsófia Balla spricht in dunklem, archaisch anmutendem Ton über das unmittelbare Nirgends der Liebe und der Heimat, aber meistens in hoffender Erwartung der nahen Erfüllung. Im *Schlangengedicht* steht:

*Hier wohnt nun keiner keiner mehr
würde sagen der wäre hier
wer nicht mehr da ist könnte sagen
wo er lebt*

Dieses Gedicht versucht durch die Metapher und innere Form der in sich beißenden Schlange das Eingesperrtheit der Einzelnen und zugleich die Öffnung dem Ewigen gegenüber darzustellen. Besitz also ist nur im Verlust möglich. Bewahren nur mehr im Erinnern oder wie die Dichterin selber sagt: „Vergessen und Erinnern sind / graue Muster der Sterblichkeit“. Daß Vergessen und Erinnern zwei eng miteinander verbundene Motive, das heißt zwei Spiegelflächen auch der späteren Überlebens-Generationen sind, das wird erschütternd ausgedrückt im *Gras*-Essay. Ich zitiere kurz:

„Dreiundzwanzig Jahre alt war ich, als ich erstmals jenen Ort aufsuchte, an dem meine Großeltern ermordet worden sind. Oświęcim wird das sorglos scheinende polnische Dorf genannt. /.../ Meine Augen versuchten, sich an etwas festzuhalten: Diese Bäume ... konnten damals nicht hier gewesen sein, zu schlank sind sie noch. Nichts zu sehen, nichts zu riechen. Dann, fast schon außerhalb des Lagers, beim Anblick eines Rasenbeets, wurde ich vom Schluchzen übermannt: Dieses Gras, es kann nicht sein, daß dieses Gras lebt, und sie Staub und Kieselsteine! Und wo sind sie, wo sind sie! Ich kniete nieder, rupfte die mit Erde vermengten grünen Halme, stopfte sie in meine Jackentasche; ich nehme sie mit, nehme sie mit, sie gehören mir! Dieses nicht zu heilende grüne Gras gehört mir.“

Man spürt in dieser Dichtung einerseits den unverzichtbaren Imperativ, die Vergangenheit in jedem und allem Detail bewahren und aufheben zu wollen, aber andererseits auch den unermüdlichen Drang, das Gute wieder zu finden und hörbar zu machen, die zerbrechlichen Zwischenräume des Zwiegesprächs zu ertasten, und überhaupt eine gewisse Chance zum Weiterleben zu sichern. Ballas Dichtung überzeugt uns, daß die Kunst alles Furchtbare in Schönheit zu verwandeln vermag, oder wie der große französische Lyriker René Char sagte: „Auf den Zusammenbruch aller Beweise antwortet der Dichter mit einer Salve Zukunft.“ Wenn wir diese Gedichte lesen und wieder lesen, dann begreifen wir immer tiefer, daß die Geschichte trotz allem offen geblieben ist, und irgendwo aus einer tiefen Zeile sagt eine schwer hörbare Stimme: Wage zu sein.

Csaba BÁTHORI

Budapest, den 3. September 2007.